

Hochschulforschung in Konstanz: Studierendensurvey Anlage, Analysen, Befunde und Beratung

1. Einleitung: Hochschul- und Studentenforschung in Konstanz

1.1 Zur Geschichte der Hochschulforschung

Die Hochschulforschung an der Universität Konstanz hat schon so etwas wie Tradition; sie kann auf eine etwa gleich lange Geschichte wie die Universität selbst zurückblicken, nämlich gut 30 Jahre. In einer schnelllebigen Zeit doch eine beachtliche Dauer und Standfestigkeit.

An ihrer Wiege stand eine **Reformidee**: die Einrichtung von Zentren der Forschung an der Universität. Um den Zusammenhang von Forschung und Lehre zu sichern, sollten Schwerpunkte der Forschung in eigenen Einheiten gebildet werden; zu einem umfassenderen Thema, möglichst interdisziplinär und auf Zeit. - An der Universität Konstanz entstand so das Zentrum I Bildungsforschung, das die Ehre hatte, 1969 einer der ersten Sonderforschungsbereiche der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu werden (mit der frühen Nr. 23).

Es mag Eingangs von Nutzen sein, sich einen **Überblick** darüber zu verschaffen, welche Themen und Felder zum Bereich der Hochschulforschung gehören (Folie 1). Die Übersicht dient auch dazu, die Arbeiten der Konstanzer Hochschulforschung etwas zu verorten. (**vgl. Folie 1**)

Den Anfang der Konstanzer Hochschulforschung bildete ein **internationales Projekt** mit dem schönen Titel „Bildungsbiographien und Daseinsvorstellungen von Akademikern“. Das Aufregende an dem damaligen Projekt war, dass sich Länder aus Ost- und Westeuropa daran beteiligten: aus dem Osten Polen und Jugoslawien; die Mitarbeit der Tschechoslowaken wurde zwei Jahre nach dem Prager Frühling 1970 wieder gestoppt. Aus dem Westen waren Österreich, die Niederlande, Schweden und Großbritannien beteiligt. Dieses

Projekt mündete in verschiedenen Stufen in eine internationale Längsschnittstudie zur Hochschulsozialisation - bis 1983 zum Ende bzw. „Auslaufen“ des Sonderforschungsbereiches.

Einige bemerkenswerte Befunde der damaligen internationalen Studien seien festgehalten, weil sie uns immer wieder beschäftigt haben:

(1) Die auffälligen, ja bestimmenden Differenzen nach den Fachzugehörigkeiten, die größer sind als die nach der nationalen Zugehörigkeit, z.B. die der Mediziner, Ingenieure oder Kulturwissenschaftler hinsichtlich der Erwartungen an das Studium, ihrer Fachwahlmotive oder der beruflichen Aspirationen im Vergleich.

(2) Die Bedeutung der beruflichen Zukunftsaussichten für die Befindlichkeit und Verhaltensweisen der Studierenden bereits im Studium und die Wichtigkeit einer guten Berufsvorbereitung und engerer Praxisbezüge in der Wunschliste der Studierenden.

(3) die zentrale Bedeutung von Kommunikation und Kontakten zwischen Studierenden und Lehrenden für ein produktives Studieren, sowohl in den Lehrveranstaltungen als auch außerhalb – im Sinne von Beratung und Betreuung, Ansprechbarkeit und Zugänglichkeit.

Parallel zu dieser Grundlagenforschung liefen recht früh auch empirische Projekte, die das Etikett „**anwendungsbezogen**“ erhielten. Im Auftrag des Landes Baden-Württemberg zum Beispiel zu den beiden wichtigen Themen „Staat und Hochschule“ und „Hochschullehrer und Studenten“.

Für den Bund in Bonn (BMBW) zur Frage der Hochschulregionen und zur Wahl der Hochschulen bzw. Hochschulorte, über die Entwicklung alter und neuer Universitäten sowie zur „Auslandsmüdigkeit“ deutscher Studierender, weil Zahl und Quote des Auslandsstudiums drastisch zurückgegangen waren. Aber auch über Situation und Erfahrungen ausländischer Studierender an den deutschen Hochschulen wurden Untersuchungen durchgeführt.

Anfang der 80er Jahre führten wir für das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (BMBW) eine Sekundäranalyse unserer Daten zum Thema „Studium und Hochschulpolitik“ durch. Die Befunde erschienen dem BMBW so informativ, daß daraus das Konzept einer Dauerbeobachtung zur Entwicklung der Studiensituation und der studentischen Orientierungen entstand. Damit begann vor 20 Jahren der zweite Teil der Geschichte der Konstanzer Hochschulforschung, ebenso spannungs- und abwechslungsreich wie die vorherigen Jahre.

1.2 *Ausgangspunkt und Zielsetzung*

Die öffentliche Diskussion über die Situation an den Hochschulen und die Eigentümlichkeiten der heutigen Studentengeneration gegenüber früheren ist gekennzeichnet durch einen erheblichen Mangel an systematischen, empirischen Informationen im zeitlichen Vergleich. Dies gilt für die Zugangsvoraussetzungen eines wissenschaftlichen Studiums, für Motivation und Engagement, Schwierigkeiten und Belastungen der Studierenden ebenso wie für ihre beruflichen und gesellschaftlichen Vorstellungen. Punktuelle Einzelerhebungen sind wenig geeignet, fundierte Aussagen über Entwicklungen und Veränderungen der Studiensituation und der studentischen Orientierungen zu machen.

Solche Zeitvergleiche über mehrere Studentengenerationen hinweg, die es erst erlauben, den Stellenwert von Tendenzen und Problemzonen einzuordnen, sind ohne Zeitreihen nur für wenige Fragestellungen möglich. Als Datenquellen hierfür stehen neben der amtlichen Hochschulstatistik des Statistischen Bundesamtes in erster Linie nur die regelmäßigen Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerkes (seit 1951) zur sozialen Lage der Studierenden zur Verfügung. Gerade diese Art von Untersuchungen haben wichtige Veränderungen aufgezeigt, etwa in den Formen des studentischen Wohnens, der Studienfinanzierung und studentischen Erwerbstätigkeit oder hinsichtlich der Studienwünsche und Ausbildungsverläufe, über die andernfalls schwerlich Aufschluss zu erhalten wäre.

Für Fragen, die über formale Aspekte des Studienverlaufs und die wirtschaftliche und soziale Situation im Studium hinausgehen und sich auf das Studienverhalten, auf Schwierigkeiten und Belastungen im Studium, auf allgemeine, politische und hochschulpolitische Orientierungen und andere Fixpunkte der öffentlichen Diskussion über Hochschule und Studenten beziehen, ist die Herstellung solcher Informationsketten im Zeitverlauf nur ansatzweise möglich.

Vor diesem Hintergrund wurde das **Konzept** einer systematischen und differenzierten Dauerbeobachtung der Studiensituation entwickelt, das solchen Informationslücken begegnen soll (vgl. Peisert/Bargel/Framhein 1981). Es ist darauf ausgerichtet, in repräsentativem Umfang verschiedene Studentengenerationen mit einem im Kern stabilen Befragungsinstrument sukzessiv zu untersuchen. Damit soll ein Informationsinstrumentarium bereitgestellt werden, das sich schwerpunktmäßig auf Lernsituation, motivationale Tendenzen und Studienverhalten sowie auf studienbezogene, berufliche und gesellschaftspolitische Orientierungen der Studierenden bezieht.

Eingebettet ist der Studierendensurvey in Bemühungen zur "Leistungsmessung" im Hochschulbereich (vgl. Framhein/Bargel 1976). Als Gegenstand solcher Leistungsmessung wurden fünf Bereiche angeführt:

- „Effizienz“ des Studiums: z.B. Organisation der Lehre, Studienabbruch, Studiendauer;
- „Qualifikation“ und Studierertrag: z.B. Praxisbezug, Prüfungen, Anforderungen, Erwerb von Fachwissen;
- „Sozialisation“ und Orientierungen: z.B. Wissenschaftsorientierung, politische Partizipation, Verantwortung;
- „Selektion“ und soziale Chancen: z.B. Hochschulzugang, wissenschaftlicher Nachwuchs, Chancen von Studentinnen;
- „Plazierung“ der Absolventen: z.B. berufliche Aussichten, Übergang auf den Arbeitsmarkt, Flexibilität.

Methodisch wie inhaltlich haben sich Aufbau und Entwicklung des Studierendensurveys an diesen Konzepten und Forschungsansätzen orientiert.

Im Mittelpunkt des Studierendensurveys stehen folglich Fragen zur Beurteilung der Studienverhältnisse und Lehrangebote an den Hochschulen. Damit wurde bereits frühzeitig eine Evaluation der Lehrsituation und Studienqualität eingeleitet. Sie wurde aber nicht als modisch gewordenes „Hochschul-Ranking“ angelegt, sondern als differenzierte Auskunft über Studiengänge (wie Medizin, Jura, Geisteswissenschaften) oder spezielle Hochschuleinrichtungen (wie die Studienberatung).

Politikberatung auf der Grundlage des Studierendensurveys

Der Studierendensurvey war von Anfang an als ein Instrument wissenschaftlicher Politikberatung vorgesehen. Deshalb erfolgt auch seine öffentliche Förderung mit staatlichen Mitteln sowohl des Bundes wie des Landes Baden-Württemberg.

Die Beratungsleistung des Studierendensurveys richtet sich nicht auf eine einzelne politische Entscheidung oder die Beurteilung eines bestimmten politischen Konzeptes. Die Beratungsleistung ist vielmehr breit ausgerichtet und bleibt diffus.

Um die Art der Politikberatung anhand des Studierendensurveys zu verstehen, ist seine Ausrichtung und sein Status festzuhalten:

Es handelt sich um ein „large-scale-assessment“ zur Dauerbeobachtung ohne unmittelbare politische Anbindung.

Seine Funktionen im Feld der Politik umfassen daher folgende Leistungen:

1. Herstellung einer methodisch zuverlässigen gemeinsamen Informationsgrundlage für die verschiedenen Akteure im Politikfeld.
2. Ausweis und Diagnose von Stärken und Schwächen im Hochschulsystem, Erkennen von Problemzonen und Mängeln (Aufzeigen von politischem „Handlungsbedarf“).
3. Warnsignale bei problematischen Entwicklungen oder „krisenhaften“ Veränderungen in der Studiensituation oder den studentischen Orientierungen, aber auch „Entwarnung“.
4. Herstellung von „Steuerungswissen“ auf der Systemebene Hochschule und Fachbereiche durch Analyse und Aufklärung von Zusammenhängen, Folgen und Abhängigkeiten.
5. Evaluation von Studienqualität und Lehrsituation hinsichtlich Fächern und Hochschulen aus studentischer Sicht.
6. Akzeptanzprüfung von politischen oder praktischen Neuerungen an den Hochschulen, z.B. neue Studienabschlüsse, Existenzgründung, neue Medien.

Voraussetzung hierfür ist die Berücksichtigung verschiedener Fächer und Hochschulen, und die damit verbundenen unterschiedlichen Bedingungen, Verläufe und Folgen zu erfassen. Als Basiserhebung wurde im Wintersemester 1982/83 eine repräsentative Studentenbefragung durchgeführt, an der sich rund 7800 Studierende beteiligten. Die mittlerweile achte Befragung, seit 1992/93 auch in den neuen Bundesländern, wurde im letzten WS 2000/01 durchgeführt. Damit liegt bereits eine beachtliche Zeitreihe von acht Erhebungen über einen Zeitraum von 20 Jahren vor.

Finanziert vom Bund werden alle zwei bis drei Jahre etwa 8.000 Studierende an Universitäten und Fachhochschulen befragt, und zwar schriftlich, zu einem recht weiten Themenspektrum. Für den thematischen Aufbau dieser systematischen Dauerbeobachtung wurde ein gefächertes Fragen- und Indikatorensystem als Grundgerüst erstellt, das im Kern stabil und vergleichbar gehalten werden soll. Dieses Grundgerüst kann im Sinne eines Baukastensystems bei den einzelnen Befragungen für verschiedene aktuelle Interessen und Probleme ergänzt und erweitert werden.

Das thematische Spektrum für die Dauerbeobachtung ist daher abgeleitet und bezogen auf theoretische Überlegungen zu den Sozialisations- und Qualifikationsprozessen an der Universität. Es berücksichtigt die Erfahrungen der

Konstanzer Untersuchungen zur Hochschulsozialisation sowie die Befunde von anderen Studentenuntersuchungen; und es versucht, die absehbaren Problemfelder der Hochschulentwicklung und studentischen Orientierungen einzubeziehen.

Auf die theoretischen Konzeptionen, die bei der Entwicklung des Fragebogens Pate gestanden und die wir herangezogen haben, will ich kurz eingehen. Es handelt sich um Theorien ganz unterschiedlicher Reichweite und verschiedenartiger Ansätze (**vgl. Folie 2**)

Prinzipien der Theoriebildung

Ein Studierendensurvey kann theoretisch nicht eindimensional ausgerichtet sein. Die Befragung von Studierenden zur Studiensituation und ihren Orientierungen gegenüber Studium und Hochschule, Beruf und Arbeitsmarkt, Gesellschaft und Politik bedarf vielmehr des Rückgriffs auf Theorien unterschiedlicher Ebenen und Reichweite.

Es handelt sich vor allem um drei Ebenen:

1. Allgemeine Theorien über die Universität und ihre Bezüge zur Gesellschaft und Berufswelt/Arbeitsmarkt (generelle Theorien). Sie dienen als Bezugsrahmen (frame of reference) für den gesamten Fragebogen und werden in vielen Fragen über Indikatoren unter verschiedenen Perspektiven abgebildet.
2. Theorien „mittlerer Reichweite“, die wichtige Felder zu ordnen und zu erklären beanspruchen, etwa studentische Strategien und Bewältigungen im Studium (Coping), Studienqualität und didaktische Lehrqualität (Evaluation), Berufswahl und antizipierter Übergang in den Beruf/Arbeitsmarkt (Professions), soziale Beteiligung und politische Mitwirkung (Participation).
3. Punktuelle Theorien (small scale theories), die spezielle Aspekte behandeln und für die Entwicklung von Itembatterien / Skalen herangezogen werden. Dazu gehören zum Beispiel: „forschendes Lernen“, „Anonymitätsempfindungen“, „berufliche Werte“, „demokratische Einstellungen“, „alternative Orientierungen“.

Die theoretischen Begrifflichkeiten, Dimensionierungen und Aussagen, etwa über Voraussetzungen, Zusammenhänge und Folgen, dienen einerseits der Auswahl der Fragen und Items. Diese sind zu verstehen als „Indikatoren“, durch die die theoretischen Modelle möglichst zutreffend abgebildet werden

sollen. Andererseits wird es dadurch möglich, die Befunde auf jene Theorien zu beziehen und bei der Interpretation der Daten an sie anzuknüpfen.

Allgemeine Theorien zum Feld der Universität

Sowohl auf der institutionellen wie auf der individuellen Ebene sollen die Theorien erlauben, sowohl Spannungen und Widersprüche (z.B. in den Studienanforderungen der Fächer, in den vorgesehenen Studienstrategien, in der sozialen Identität der Studierenden) zu erkennen als auch Veränderungen und Wandel aufzuzeigen (z.B. in der Konsistenz der Studiensituation, im professionellen Berufsverständnis, in der politischen Partizipation).

Hochschulsozialisation: Integration, Professionalisierung, Identität

Dazu dient zum einen die Theorie von Talcott Parsons / Platt über Struktur und Funktionen der Universität. Sie ist deshalb fruchtbar, weil sie eng mit Theorien über akademische Professionen und die Funktionen sozialer Systeme verknüpft ist.

Die Hauptgesichtspunkte sind die Werte, Normen, Standards zum strukturell-funktionalen Kernbereich der Reproduktion (qua Forschung) und Weitergabe (qua Lehre) von „wissenschaftlicher Rationalität“ (Fachwissenschaft), zur allgemeinen „Enkulturation“ (Bildung und Allgemeinkultur), zur ökonomischen Adaption (Berufspraxis und Arbeitsmarkt) und zur gesellschaftlich-politischen Orientierung (politische Partizipation und gesellschaftliche Deutungen).

Für die Universität entscheidend ist, dass diese Funktionen gebündelt sind und dass die kulturelle, berufliche und politische Funktion auf die Kernfunktion bezogen bleiben. Ebenso bedeutsam ist, dass diese Funktionen autonom, treuhänderisch wahrgenommen werden. Für die Situation und Rolle der Studierenden bedeutet dies, dass sie durch Selbständigkeit und eigene Verantwortlichkeit gekennzeichnet ist.

Diese Theorie erlaubt festzuhalten, inwiefern die Studierenden im Studium und bei den Anforderungen diese Bündelung mit ihrer Verankerung im Kernbereich erfahren und inwieweit sie diese in ihrer Identität übernehmen, damit zugleich in ihren beruflichen Wertorientierungen und politisch-gesellschaftlichen Haltungen.

Es ist durchaus möglich, neuere Entwicklungen und Herausforderungen an die Universitäten, wie zum Beispiel neue Bildungstechnologien und Virtuali-

sierung/Internet, im Rahmen dieses theoretischen Ansatzes einzuordnen, die Folgen für die Universität abzuschätzen und Folgerungen abzuleiten.

Ein Vorteil dieser Theorie ist die Anknüpfung an Prozesse des sozialen Wandels, wie sie von den „Modernisierungstheorien“ thematisiert werden. Dabei wird, grob skizziert, auf vier Entwicklungen abgehoben:

(1) die allgemeine Geltung, Expansion grundlegender Werte der Rationalität und entsprechender Austauschprozesse (Universalisierung und Globalisierung);

(2) die zunehmende Spezialisierung und Arbeitsteilung (Differenzierung und Individualisierung);

(3) die weiterreichenden Zugänglichkeiten und sozialen Öffnungen (Chancengleichheit und Partizipation);

(4) die Ausdehnung von Wissenschaft und wissenschaftlicher Qualifikation in der Berufswelt (Verwissenschaftlichung und Professionalisierung).

Vernachlässigt in diesem theoretischen Angebot bleiben Aspekte der sozialen Ungleichheit und unterschiedlicher Macht (Chancen oder Geltung), d.h. der sozialen Lage, sozialen Selektion und sozialen Platzierung (im Hochschulzugang, in der beruflichen Tätigkeit wie in der gesellschaftlichen Position).

Akademischer Habitus: Status, Kapital, Reproduktion

Um Mechanismen und Prozesse der sozialen Selektion, Zugehörigkeit und Platzierung im Sinne gesellschaftlicher Status- und Machtreproduktion zu untersuchen und im Fragebogen abzubilden, wird hauptsächlich auf theoretische Überlegungen von Bourdieu zurückgegriffen.

Es handelt sich dabei um Untersuchungen über die „akademischen Milieus“ mit ihrer Verknüpfung zu einer allgemeinen Habitus- und Kapitaltheorie und einer Theorie der verschiedenen „Kapitalsorten“, über die sich die akademischen Milieus konstituieren und die in die Handlungsgrammatik als Austausch- und Abgrenzungschancen eingehen.

Bourdieu unterscheidet drei Kapitalsorten: ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital. Damit hebt er auf spezifische soziale Lagen ab, beschreibt die „Erwerbsmöglichkeiten“ und „Transformationschancen“ dieser Kapitalsorten. Außerdem geht er vor allem darauf ein, welche Folgen sich daraus für Vorstellungen, Abgrenzungen, Stile ergeben. Der Vorteil dieser theoretischen Ansätze liegt zum einen darin, dass sie einen generellen Anspruch besitzen

und zugleich konfiguratv vorgehen – was auch für die Anwendung in der Empirie und deren Interpretation methodisch zu beachten ist.

Als kulturelles Kapital gelten Geschmack, Stile, Präferenzen, auch Wissensbestände, Handlungsselbstverständlichkeiten. Dazu zählen der Fremdspracherwerb ebenso wie ein Auslandsstudium. Zertifikate (Prüfungen) sind in diesem Sinne als eine Kombination des öffentlichen Ausweises von kulturellem Kapital (über das Wissen) mit der öffentlichen Bescheinigung von sozialem Kapital (Zugehörigkeiten, z.B. Akademiker) zu behandeln.

Als soziales Kapital gelten vor allem Zugehörigkeiten, sowohl im Sinne tatsächlicher Mitgliedschaften als auch ideeller Bindungen. Damit ist auch das gemeint, was bei Dahrendorf als soziale Chancen über „Ligaturen“ gekennzeichnet wird. Insofern ist der Hochschulzugang als Erwerb „sozialen Kapitals“ zu verstehen. Ebenso kann die Wahl eines Studienfaches in dieser Hinsicht interpretiert werden.

Als ökonomisches Kapital treten neben Finanzen auch Besitz und andere geldwerte Leistungen. Dazu gehört sowohl die Analyse, inwieweit der Hochschulzugang (durch soziale Herkunft), der Studienverlauf (eigene Erwerbstätigkeit) und die weitere Zukunft (berufliche Erwerbschancen) vom „ökonomischen Kapital“ abhängt.

Insgesamt lässt sich mit diesem theoretischen Angebot auf Mechanismen der sozialen Reproduktion bzw. ihrer Auflösung eingehen ebenso wie auf zukünftige Statuserwartungen und –ansprüche. Durch Rückgriff auf die soziale Herkunft der Studierenden kann damit der Hochschulzugang und die Fachwahl, die Studienfinanzierung und studentische Erwerbstätigkeit sowie Auslandsaufenthalte und Studienphasen im Ausland untersucht werden. Ebenso ist es darüber möglich, die mit dem Studium verbundenen Geltungs- und Machtansprüche zu behandeln, sei es hinsichtlich der Einnahme formeller Macht- und Herrschaftspositionen (in der Wirtschaft, im Staat) oder informeller Einfluss- und Interpretationspositionen (in den Medien, im Bildungsreich).

Theorien mittlerer Reichweite

Für einige, wichtige Bereiche ist auf mehr oder weniger elaborierte Theorien zurückgegriffen worden, weil sie expliziter als die allgemeinen Theorien die Erfassung und Interpretation der entsprechenden Problemfelder erlauben. Es handelt sich vor allem um folgende: Die Wahrnehmung der Studierenden der Universität als Umwelt und ihr Verhalten; die Qualität der Lehre und des Studiums; die Berufswahl und der Übergang auf den Arbeitsmarkt; die politische Beteiligung und demokratische Haltungen.

Umweltwahrnehmung und Coping der Studierenden

Ein ganz zentrales Feld des Studierendensurveys ist die Erfassung der Umweltwahrnehmung, hier von Hochschule und Fachstudium, durch die Studierenden und ihre Verhaltens- und Handlungsweisen, um zu klären, wovon das Zurechtfinden in dieser Umwelt und das Bewältigen der verschiedenen Anforderungen und Gegebenheiten abhängt. Die Bewältigung dieser erfahrenen „Anforderungen“ (Adaptation oder Coping) wird verstanden als Resultante von „Präferenzen“ und „Ressourcen“ auf Seiten der Studierenden. Dabei geht es keineswegs allein um die Leistungsanforderungen und Prüfungen, sondern ebenfalls um die betriebliche Alltagskultur hinsichtlich Umgang, Beziehungen und Kontakte (soziales Klima).

Um diese Umweltwahrnehmung und den Umgang damit angemessen abzubilden, werden theoretisch folgende neun Ebenen unterschieden, die durch die Fragen aufeinander bezogen werden können, wobei drei Hauptbereiche zu unterscheiden sind: Wahrnehmungen und Erfahrungen, Strategien und Verhaltensweisen, Ressourcen und Reaktionen:

- 1) Erwartungen an Studium und Hochschule (wissenschaftliche Qualifizierung; berufliche Chancen, persönliche Entwicklung, gesellschaftliche Einflüsse);
- 2) Erfahrungen an der Hochschule und im Fachstudium (Regelungen, Unterstützung, Praxis- und Forschungsbezug im Studium);
- 3) Perzeption und Beurteilung der Anforderungen (Leistungen, Verantwortung, Selbständigkeit)
- 4) Sicht des sozialen Klimas, Anonymität und Beratung (unter den Studierenden, zu den Lehrenden)
- 5) Strategien der Studienanlage (hinsichtlich beruflicher Qualifikation wie persönlicher Entwicklung);
- 6) Verhaltensweisen im Studium (Besuch von Lehrveranstaltungen, forschendes Lernen, Mitgliedschaften, Studiendauer),
- 7) Ressourcen für die Studienbewältigung (Information, Intelligenz, Kontakte, soziale Herkunft),
- 8) Schwierigkeiten und Belastungen im Studium (Anforderungen, Beziehungen, Orientierung, Finanzen, Zukunftsaussichten);
- 9) Wünsche zur Verbesserung der Studiensituation (Praxis- und Forschungsbezug, Mitwirkung, Beratung).

Auf dieser Grundlage ist es möglich, Typologien studentischer Orientierungen und Verhaltensstrategien zu entwickeln, z.B. hinsichtlich eines raschen,

intensiven und erfolgreichen Studiums. Es ist weiterhin möglich, zu klären, inwieweit die verschiedenen einbezogenen Ebenen konsistent verbunden sind oder ob Spannungen und Dilemmata bestehen, z.B. hinsichtlich des Nutzens verschiedener Studienstrategien für die persönliche Entwicklung oder die beruflichen Aussichten.

Schließlich ist es auch möglich, festzuhalten, inwieweit Erwartungen erfüllt oder enttäuscht und beabsichtigte Strategien tatsächlich ausgeführt werden oder unterbleiben – und wovon dies abhängig ist (z.B. Studienintensität und Studiendauer, Auslandsstudium, hochschulpolitische Beteiligung). Diese Zusammenhangsanalysen können auch längere Zusammenhangsketten umfassen, z.B. Soziale Herkunft und Umfang der Studienfinanzierung durch das Elternhaus und Erwerbstätigkeit im Semester und zeitlicher Studieraufwand und beabsichtigte Studiendauer bis zum ersten Abschluss.

Evaluation: Studienqualität und Lehrsituation

Hinsichtlich der Evaluation von Studium und Lehre durch die Studierenden wird von vier Grundelementen ausgegangen, die deshalb auch für die Bilanz der Studienqualität eine besondere Rolle spielen:

- (1) die inhaltliche Qualität (fachliche Güte, Forschungsbezug, Praxisbezug);
- (2) die strukturelle Qualität (Aufbau und Gliederung des Studienganges, Regelungen und Verbindlichkeit);
- (3) die hochschuldidaktische Qualität (Art und Weise der Lehre; Einhaltung hochschuldidaktischer Prinzipien);
- (4) die tutoriale Qualität (Beratung und Betreuung, Orientierungsveranstaltungen).

Darüber hinaus wird der Bereich der Lehrsituation und Studienqualität über acht weitere Dimensionen aufgefächert, wobei sich die einzelnen Fragen auf den Studiengang als Ganzes, die angebotenen Lehrveranstaltungen oder auf die Dozenten beziehen können.

Diese weiteren Dimensionen umfassen folgende Themen- und Problembereiche:

- (5) Fachliche Leistungsanforderungen (Ausrichtung und Höhe, Prüfungen, Prüfungsvorbereitung);
- (6) Allgemeine, außerfachliche Anforderungen (Selbstständigkeit, Problemlösung, ethische Fragen, Verantwortlichkeiten);

- (7) Praxisbezug im Studium, auch die Güte der beruflichen Vorbereitung (durch Praxisphasen oder in der Lehre);
- (8) Forschungsbezug in der Lehre, Enge und Art, d.h. kritische Auseinandersetzung, ebenso Beteiligung an der Forschung;
- (9) Fachlich-berufliche Qualifizierung, d.h. der Ertrag des Studiums hinsichtlich Fachwissen, Arbeitsmethodik und beruflicher Anwendung;
- (10) Allgemeine Bildung, d.h. die Förderung persönlicher Autonomie und sozialer Kompetenzen (Stichworte: soft skills bzw. Schlüsselqualifikationen);
- (11) Vorhandene Ressourcen, etwa Stellen (Professoren) und Mittel, aber auch Zugänge (z.B. Bibliothek, Internet) und Ausstattungen (z.B. Studienberatung);
- (12) Stress-Faktoren, die als Belastungen gelten, wie Überfüllung, ungünstiger Arbeitsmarkt.

Diese einzelnen Dimensionen werden im Fragebogen unterschiedlich ausführlich erfasst. Überprüfungen der Skalenqualität für einzelne Dimensionen und ihre Validität sind erfolgt und haben gute Resultate erbracht (vgl. Multrus 1995, el Hage 1996).

Das **Themenspektrum** in seiner heuristischen Aufgliederung nach sechs Bereichen bildet das Grundgerüst für das Erhebungsinstrumentarium und den Fundus für die Bearbeitung hervorgehobener Fragestellungen zur Studiensituation und zu den studentischen Orientierungen (**vgl. Folie 3**).

In den allgemeinen, grundlegenden Themenaufbau des Studierendensurveys können aktuelle Themen eingebaut werden. Am Ende dieses Jahrhunderts sind solche neuen Herausforderungen für die Hochschulen zum einen die "Mediatisierung" und zum anderen die "Internationalisierung". Zugleich ist ein Wandel im Verhältnis von Hochschule und Arbeitsmarkt eingetreten, der besonderer Beachtung bedarf. In der Folge stellen sich Fragen des Praxisbezuges, des Übergangs auf den Arbeitsmarkt und die Möglichkeiten zur Selbständigkeit bzw. Existenzgründung neu, die im Studierendensurvey aufgenommen wurden.

2. Auswahl und Befunde

Meine weiteren Ausführungen zur Anlage des Studierendensurveys beziehen sich auf die Auswahl der Hochschulen und Studierenden, auf die Gestaltungsprinzipien des Fragebogens sowie die Berichterstattung.

2.1 Zur Auswahl der Hochschulen und Studierenden

Die ideale Voraussetzung für ein Sample, das statistischen Analysen unterzogen werden soll, besteht darin, dass jede Einheit die gleiche zufällige Chance hat, in die Auswahl zu kommen - wenn man von der Auswahl auf die Gesamtheit schließen will, d.h. repräsentativ sein will.

Diese Voraussetzung ist bei einer Befragung von Studierenden nicht gegeben, da es keine Datei der Studierenden insgesamt gibt, sondern nur an den einzelnen Hochschulen. Man ist also darauf angewiesen, zuerst die Hochschulen und sodann die Studierenden auszuwählen, d.h. in zwei Schritten vorzugehen.

Die Hochschulen haben wir nicht per Zufall bestimmt, was auch möglich gewesen wäre, sondern nach einer gleichsam „typologischen Repräsentativität“, d.h. nach ihrer Größe, ihrer regionalen Lage und ihrer Traditionalität sowie ihrer Art (Universität, Technische Hochschule, Fachhochschule).

Ihre Zahl haben wir bewusst begrenzt gehalten, damit pro Hochschule in einer größeren Anzahl von Fächern so viele Studierende vertreten sind, dass sich Vergleiche durchführen lassen. Dabei schwebte uns kein modisches Ranking vor, sondern wir wollen darüber ermitteln, ob die Studienverhältnisse der einzelnen Fächer zwischen den Hochschulen mehr oder weniger variieren.

So ist die Variation gering bei Medizin und Maschinenbau, dagegen größer bei Architektur und Sozialwesen/Soziologie. Das ist eine wichtige Voraussetzung hinsichtlich der Frage, inwieweit sich Befunde verallgemeinern lassen. Es eröffnet zudem die Chance, strukturelle Problemlagen von eher akzidentiellen Problemlagen zu unterscheiden - und ihren jeweiligen Gründen auf die Spur zu kommen.

In den ersten vier Erhebungen wurden demnach acht Universitäten (darunter zwei technische) und sechs Fachhochschulen der früheren Bundesrepublik einbezogen, wobei in drei Fällen Universitäten und Fachhochschulen an einem Ort lokalisiert sind. Aus den neuen Bundesländern wurden fünf Universitäten (darunter zwei technische) und drei Fachhochschulen ausgewählt. Insgesamt sind demnach 22 Hochschulen einbezogen.

Die Ziehung der anzuschreibenden Studierenden erfolgt über die Studierendendatei der jeweiligen Universitäten und Fachhochschulen. Sie erhalten eine Quote vorgegeben, etwa 5 bis 7 Prozent der studierenden Deutschen. Das Sample insgesamt umfasst ca. 20.000 Studierende. Diese Größenordnung ergibt sich aus der „Hochrechnung“ dass zumindest 40 Fächer mit 30 oder 25 Fächer mit 60 Studierenden im auszuwertenden Sample sein sollten (bei einem Rücklauf von ca. 40 bis 50 Prozent), weil uns gerade die Analyse nach Einzelfächern sehr wichtig ist.

Die erreichte **Rücklaufquote** kann angesichts des Umfangs und der Art der Befragung sowie des Fehlens gezielter Erinnerungs- und Mahnaktionen als ausgesprochen gut bezeichnet werden; jedenfalls lag sie stets höher als vergleichbare Massen- oder Survey-Erhebungen. Die Rücklaufquote erreichte bis Mitte der 90 Jahre 40 bis 46 Prozent, ist allerdings in den letzten beiden Erhebungen auf 37% bzw. 35% gefallen.

Während der Befragungsaktion erhalten wir sehr viele Briefe und Karten, neuerdings auch E-Mails von Studierenden, die meisten sehr zustimmend und positiv. Von den negativen Äußerungen können wir schließen, dass z.B. eine Verkürzung auf 16 oder gar zwölf Seiten oder das Auslassen der Fragen zu Gesellschaft und Politik die Beteiligung jeweils um 3 bis 5 Prozent steigern lassen dürfte. - Wir haben dies diskutiert. Da aber der Gewinn an Personenmenge (Fülle) mit einem höheren Verlust an Informationsqualität zu erkaufen wäre, haben wir das Instrument in Umfang und Aufbau belassen.

Allerdings würde ein höherer Rücklauf nichts daran ändern, dass sowohl Studierende in besonderen Situationen als auch mit extremen politischen Haltungen leicht unterrepräsentiert sind. Die verbleibende Menge derartiger Studierender ist aber groß genug, um sie in ihrer spezifischen Situation und Haltung analysieren zu können - und darauf kommt es uns mehr an (z.B. Teilzeit-Studierende, Langzeitstudierende, Studierende mit einer ausgeprägt alternativen oder links-marxistischen bzw. rechts-konservativen Haltung).

Überprüfung der „**Repräsentativität**“

Aufgrund der Auswahl und der Übereinstimmung in bedeutsamen Merkmalen zwischen Hochschulstatistik und Studierendensurvey (z.B. Geschlecht, Fächerbelegung, Altersverteilung) kann von einer weitgehenden Repräsentativität der Befunde für die gegenwärtig 1,6 Millionen deutschen Studierenden im Erststudium an 91 Universitäten (Gesamthochschulen) und 146 Fachhochschulen, auch für die einzelnen Fächergruppen im Vergleich, ausgegangen werden.

2.2 Fragebogen-Entwicklung: Prinzipien der Gestaltung

Ein Fragebogen im Rahmen eines Studentensurveys zur Dauerbeobachtung ist keine reine Privatangelegenheit, sondern hat gleichsam öffentliche Funktionen. Deshalb ist er in Abstimmung und in Vernetzung zu entwickeln.

Der Fragebogen, wie er vorliegt, umfasst 20 Seiten mit 129 Fragen und insgesamt 637 Informationen / Variablen pro Studierendem. Für die Gestaltung des Fragebogens waren neun Prinzipien maßgeblich.

1. Er muss inhaltlich anregend und bedeutungsvoll sein, zugleich abwechslungsreich im Inhalt wie in der Art des Fragens.
2. Er muss formal einfach, aber ansprechend sein.
3. Er muss für alle Studierenden interessant sein, gleich welchen Faches, welchen Semesters, damit keine selektive Verzerrung im Ausfall eintritt.
4. Sachverhalte sind in verschiedener Weise anzusprechen, um durch die Bezüge Konsistenzen, Ambivalenzen oder Diskrepanzen zu erkennen, etwa: allgemein vs. konkret, Vorhaben und Verwirklichung, Situation und Bewertung, Angebot und Nutzung, Interesse und Handeln etc.
5. Die Fragen zu einem „Sach-„ oder „Problemgebiet“ sind über den Fragebogen verteilt, z.B. zur Frage der Studiendauer (Einstellung, Vorhaben, Gründe, Forderungen) oder der Situation von Frauen.
6. Die Fragen sollten kein „Picking“ vorsehen oder Rangreihen-Bildung, um Informationsverluste zu vermeiden und um Spannungen zu klären; insbesondere im Bereich der Wertorientierungen ist dies wichtig.
7. „Splits“ im Fragebogen sollen vermieden werden, d.h. alle Informationen von allen Befragten- und entsprechend die Fragen formulieren.
8. Die Antwortvorgaben sollten an der Sache und der Art der Fragen orientiert sein, nicht schematisch „durchgezogen“ werden.
9. Die Studierenden sollen nicht zu Antworten gezwungen werden, deshalb finden sich häufiger Vorgaben „kann ich nicht beurteilen“ oder „interessiert mich nicht“, denn auch das „Nicht-Wissen“ bzw. die Urteilsenthaltung ist vielfach eine wichtige Aussage.

Die Reaktionen der Studierenden darauf sind insgesamt überwiegend positiv: Das zeigt sich nicht nur an der Beteiligung, sondern an den vergleichsweise geringen Anteilen von „keine Angabe“ bei den einzelnen Fragen.

Generell hat man sich aber stets zu vergegenwärtigen:

- es werden die subjektive Sichtweise, Erfahrungen, Orientierungen und Urteile der Studierenden erhoben;
- es werden keine Prozesse oder Interaktionen direkt erfasst, wir erhalten ein gleichsam „eingefrorenes“ Bild.

3. Befunde und Berichterstattung

Ich bin auf die Fragebogenentwicklung und seine Gestaltung etwas ausführlicher eingegangen, um ein wenig aufzuzeigen, welche vielfältigen Arbeiten hinter einem solchen „geronnenen Produkt“ stecken, es unter der „Oberfläche“ tragen.

Entsprechend der Aufgabe und der Anlage des Projekts erfolgt die **Berichterstattung** in vielfältiger Weise und richtet sich an verschiedene Adressaten.

(1) Das, was wir zuerst zu leisten haben, ist die Registrierung der Daten und ihre Aufbereitung, was sich einfach anhört, aber doch sehr aufwendig ist: Sie dient der Rückmeldung, Transparenz und Nutzung durch andere.

Als erstes erstellen wir **Tabellenbände** für die beteiligten Hochschulen sowie ein Tabellat mit den Daten für die beiden Hochschularten Universitäten und Fachhochschulen, wegen des differenten Kontextes nach Ost und West getrennt. Damit werden alle 22 Hochschulen beliefert.

Als zweites erstellen wir den **Datenalmanach**, ein dickleibiges Konvolut mit den Daten aller Erhebungswellen, aufgeschlüsselt nach Hochschulart, Geschlecht und Fächergruppe. Dazu gibt es Trendkommentare und einen Trendbericht. Er ist gedacht für Experten, Institutionen und Forschungseinrichtungen als Nachschlagewerk. - Wir hatten anfangs Bedenken, derartige „Datenfriedhöfe“ zu produzieren, waren aber selbst überrascht über eine doch rege Nachfrage, die sogar Nachdrucke verlangte.

(2) Dann kommt die Hauptarbeit: die Erstellung und Abfassung der **Untersuchungsberichte**, jeweils in einer Lang- und einer Kurzfassung.

Einzelne vertiefende Berichte zu aktuellen **Schwerpunktthemen**, wie etwa zu „Leistungsstand und Förderung im Studium“, über Studentinnen oder zur Frage der Studiendauer, aktuell: Computer und Neue Medien in der Lehre und Bereitschaft zur Existenzgründung.

Eine neuere, größere Aufgabe sind **Fachmonographien** im Sinne von Studien- und Lehrberichten, z.B. zur Medizin, für Jura (zu Germanistik oder Soziologie oder dem Ingenieurstudium).

(3) Eine Dienstleistung stellen Sonderaufbereitungen auf Anfrage dar: a) für einzelne Hochschulen, b) für andere Einrichtungen und Wissenschaftler oder c) für studentische Gruppen bzw. d) Studierende für ihre Prüfungsarbeiten.

(4) Außerdem, wenn immer möglich, verfassen wir Beiträge aus dem Datenfundus, zum Teil in grundlagenorientierter Ausrichtung, zum Teil in praktischer Ausrichtung.

Ehe wir Ergebnisse präsentieren können, haben wir uns vielfach darüber zu vergewissern, inwieweit den verschiedenen Fragen und Items zu einem Sachverhalt bestimmte Dimensionen zugrunde liegen oder unsere theoretischen Vorannahmen über dessen Strukturierung zutreffend sind.

Solche Klärungen und Prüfungen, die gleichsam **Befunde 1. Ordnung** produzieren, haben wir bereits mehrfach durchgeführt, etwa für die Fachwahlmotive, die beruflichen Werteinstellungen, die demokratischen Haltungen oder die alternativen Orientierungen.

Derartige Klärungen erlauben dann zu entscheiden, ob ein bestimmter Satz von Items als „**Skala**“ verwendet werden kann. Diese Befunde erster Ordnung gehen oftmals in die Berichte nicht mit ein, weil sie zum Teil als Prüfung der methodischen Qualität des entsprechenden Instrumentteiles zu verstehen sind.

In der letzten Zeit sind die **Fragen zur Studien- und Lehrqualität**, mit recht heterogenen Vorgaben, einer solchen methodischen Prüfung unterzogen worden

Zuerst wurden diese Variablen (insgesamt 52 Items) einer Faktorenanalyse unterworfen, auch getrennt nach Ost und West und der Hochschulart. Aus diesen Analysen war eine Dimensionierung von 6 Faktoren erkennbar. Deshalb konnten daraus sechs Skalen gebildet werden, die in drei weiteren Analysen oder auch für andere Erhebungen verwendbar sind.

Diese Befunde sind von mehrfachem Interesse, vier will ich benennen:

- Sie reduzieren die Informationsvielfalt auf eine handhabbare, eher überschaubare Menge, d.h. von 52 auf 6 Einheiten;
- sie belegen ein gemeinsames Grundverständnis der Studierenden in Ost und West und an den Hochschularten (0.91 und mehr);
- sie bestätigen die theoretische Vorannahme, dass die Lehr- und Studienqualität aus vier Grundelementen besteht; inhaltlich-fachlich, strukturell, didaktisch, tutorial-betreuend;
- sie bestätigen schließlich, dass die beiden Indikatoren für die Arbeits- und Leistungskultur in der Tat diese Dimension abbilden, d.h. wir haben gute und handhabbare „Stellvertreter“.

Es ergeben sich somit für die Studien- und Lehrqualität sechs Skalen, die den Gütestandards gut genügen (**vgl. Folie 4**):

Auf dieser Grundlage lassen sich nun die Fächergruppen oder Einzelfächer betrachten (**Befunde 2. Ordnung**). - Wir fragen uns dabei:

- Wo liegen sie besonders weit auseinander?
- Welche erreichen ein höheres, welche nur ein niedriges Niveau?

Als Beispiel für diese Befunde (2.Ordnung) sei die Lage der Einzelfächer in den Koordinaten von Anforderungshöhe und Gliederungsqualität betrachtet, wie sie anhand der beiden Skalen dazu sich aufspannt (**vgl. Folie 5**)

Die Leistungs- und Arbeitskultur der Fächer liegt in der Tat weit auseinander – und die Soziologie weist eine anforderungsarme und unübersichtliche Arbeitslandschaft auf, kein Wunder, dass sich viele Studierende darin verlaufen.

Ein weiteres Beispiel sind die **beruflichen Wertorientierungen** und Ansprüche der Studierenden an die spätere Berufsarbeit.

Diese beruflichen Ansprüche haben eine recht eindeutige innere Strukturierung, die nach den Fächern nicht einmal unterschiedlich ausfällt (vgl. Folie 6-1 und 6-2): beispielhaft für die Ingenieure und Geisteswissenschaften im Vergleich. Es sind sechs Dimensionen...

- Autonome Aufgabenorientierung
- soziale Orientierung
- Wissenschaftsorientierung
- materielle Orientierung
- Führungsorientierung
- Mußeorientierung

Bei der Darstellung und Interpretation der Befunde ist solche interne Struktur der Vorstellungsdomänen zu beachten. Angeführt sei dazu das Profil der beruflichen Werte von Studierenden, die Selbständigkeit anstreben. Dabei kann Selbständigkeit unterschiedliche Formen annehmen (**vgl. Folie 7-2**).

Und zwar als Freiberufler (Praxis, Kanzlei); als Unternehmer (eigener Betrieb) oder in alternativen Arbeitskollektiven/Kollekten.

Befunde zu den allgemeinen Theorien

Die eingangs erläuterten allgemeinen Theorien haben sich in zwei Problemfeldern vor allem zu bewähren:

Zum einen im Bereich der Wertorientierungen und Fachkulturen, verbunden mit der traditionellen Frage: Wie viele Kulturen hat die Universität und verbunden mit dem praktischen Problem: Ist sie noch eine Universität oder ist sie zur Multiversität auseinandergefallen.

Zum anderen im Bereich sozialer Ungleichheit und sozialer Selektion verbunden mit der Frage, inwieweit dafür Leistung oder soziale Herkunft bestimmend sind und mit der praktischen Frage, inwieweit neue soziale Gruppen vermehrt das Hochschulstudium aufnehmen und bewältigen.

Fachkulturen

Um die Frage nach den Fachkulturen zu beantworten, haben wir auf die Wichtigkeit verschiedener Lebensbereiche und die Motive der Fachwahl zurückgegriffen.

Die Wichtigkeit verschiedener Lebensbereiche wie Wissenschaft und Forschung, Beruf und Arbeit, Kultur und kulturelles Leben, Politik und Öffentlichkeit, ist unter den Studierenden der verschiedenen Einzelfächer ganz unterschiedlich verteilt (**vgl. Folie 8**).

Auch bei den Motiven der Fachwahl treten nach den Einzelfächern recht unterschiedliche Profile auf, wobei vor allem die Gegenüberstellung von intrinsischen und materiellen Motiven aufschlussreich ist (**vgl. Folie 9**).

Fasst man diese Befunde zusammen, ergeben sich hinsichtlich der Rollen in Identitätskulturen der universitären Fächer 10 kulturelle Konstellationen, die durch verschiedene kulturelle Handlungsprinzipien oder soziale Figuren bestimmt sind (**vgl. Folie 10**).

Soziale Ungleichheit und Selektion

Die soziale Herkunft der Studierenden ist nach wie vor keineswegs entsprechend den Anteilen in der Bevölkerung.

Nach wie vor überwiegen Studierende aus akademischen Elternhäusern und mit Eltern in höheren oder leitenden beruflichen Positionen (**vgl. Folie 11**).

Anknüpfend an Bourdieu können wir folgende Zuordnungen vornehmen:

- die Sicherheit der Studienaufnahme ist ein Moment sozialen Kapitals,
- die Durchführung eines Auslandsstudiums dient dem Erwerb kulturellen Kapitals,
- und die Erwerbstätigkeit im Semester dient der Sicherung ökonomischen Kapitals bzw. dem Ausgleich des Mangels an solchem Kapital im Elternhaus.

Wenn diese Zuordnungen zutreffen und die theoretischen Überlegungen Bourdieus richtig sind, dann müssen sich bei allen drei Aspekten Zusammenhänge mit der sozialen Herkunft aufzeigen lassen.

Hinsichtlich der Sicherheit der Studienaufnahme ist die soziale Herkunft der Studierenden fast genauso wichtig wie ihre erreichte Note im Zeugnis der Hochschulreife (**vgl. Folie 12**).

Sowohl bei dem durchgeführten Auslandsstudium als auch beim beabsichtigten Auslandsstudium ergeben sich ebenfalls starke, sogar zunehmende Paritäten zwischen den Studierenden verschiedener sozialer Herkunft (**vgl. Folie 13**).

Schließlich besteht auch bei der Erwerbstätigkeit im Semester ein enger Zusammenhang mit der sozialen Herkunft der Studierenden. Sie ist umso umfanglicher als das Studium weniger vom Elternhaus finanziert wird (**vgl. Folie 14**).

Wünsche und Forderungen

Abschließend will ich noch auf die Wünsche der Studierenden eingehen, die sie zur Verbesserung der Studiensituation äußern.

An erster Stelle stehen drei Wünsche (**vgl. Folie 15**).

Bei den Forderungen zur Entwicklung der Hochschulen stehen vier Wünsche im Vordergrund (**vgl. Folie 16-1**).

Die Entwicklung dieser Forderungen ist zwischen 1983 und 1998 unterschiedlich (**vgl. Folie 16-2**).

Ein spezieller Aspekt sind die Forderungen zur Verbesserung der Situation von Frauen an den Hochschulen. Sie sind deswegen auch aufschlussreich, weil sie den Wandel in den gesellschaftlich-politischen Orientierungen der Studierenden ebenfalls dokumentieren (**vgl. Folie 17**).

B. Berufswahl und Arbeitsmarktorientierungen

Die studentische Rolle ist auf Zeit ausgelegt und impliziert eine Kontinuität nach dem Studium hinsichtlich beruflicher Tätigkeiten und Positionen. Dies ist im Konzept der „Professionalisierung“ eingefangen, wobei damit eine berufliche Tätigkeit auf wissenschaftlicher Grundlage in autonomer Form gemeint ist. Allerdings stellt sich die Frage, inwieweit eine „soziale Privilegierung“ von Hochschulabsolventen noch gegeben ist und inwieweit diese professionellen Ansprüche noch aufrecht erhalten werden.

Um dies zu klären, sind sechs Perspektiven in den Fragebogen aufgenommen:

(1) die beruflichen Wertorientierungen und Ansprüche an die berufliche Tätigkeiten, wobei sechs Dimensionen unterschieden werden: intrinsische Autonomie, soziale Werte, materielle Aspekte, Führungs- und Verantwortlichkeitsanspruch, Wissenschaftlichkeit, Freizeit-Orientierung;

(2) die angestrebten Tätigkeitsfelder, sei es im öffentlichen Dienst, in der (Privat-) Wirtschaft oder in der Selbständigkeit (freie Berufe), speziell auch: angestrebte Hochschullaufbahn (wissenschaftlicher Nachwuchs);

(3) die beruflichen Aussichten und Chancen auf dem Arbeitsmarkt, individuell wie für Hochschulabsolventen generell, sowie die damit zusammenhängenden Belastungen; speziell zusätzlich: berufliche Chancen von Frauen;

(4) die studentischen Strategien zur Verbesserung der eigenen beruflichen Aussichten als Einschätzung ihres Nutzens und die tatsächliche Verwirklichung solcher Vorgehensweisen im Studium;

(5) die beabsichtigten Reaktionen auf Arbeitsmarktprobleme, wobei das Ausmaß der Flexibilität hinsichtlich Statureinbußen und Belastungen sowie deren Grenzen im Mittelpunkt stehen;

(6) Wünsche und Forderungen zur Beratung und Unterstützung beim Übergang auf den Arbeitsmarkt, insbesondere auch bei der Absicht zur Selbständigkeit und Existenzgründung.

Es handelt sich dabei durchweg um Antizipationen, die daher hinsichtlich des Grades ihrer Wichtigkeit und Wahrscheinlichkeit erfasst werden.

Sie sind im übrigen beziehbar auf Indikatoren zu allgemeinen gesellschaftlichen Vorstellungen, z.B. hinsichtlich der Funktionen des Wettbewerbs, der Bedeutung der Technik oder des Ausmaßes von gesellschaftlicher Ungleichheit und Offenheit (Aufstiegschancen).

Von Interesse in diesem Zusammenhang ist zum einen, in welchem Umfang Anpassungsprozesse an sich veränderte Arbeitsmarktbedingungen erfolgen und wovon sie abhängen, z.B. die Übernahme fachfremder Tätigkeiten und die Aufgabe der beruflichen Identität in Abhängigkeit vom wahrgenommenen Ausmaß schlechter Arbeitsmarktchancen und der Wichtigkeit materieller beruflicher Gratifikationen.

Zum anderen interessiert gleichermaßen, inwieweit sich Verunsicherungen bei den beruflichen Zukunftsaussichten in der Studienwahl, dem Studierverhalten, aber auch in den gesellschaftlich-politischen Orientierungen niederschlagen und welche Unterschiede bei verschiedenen Teilen der Studierenden vorhanden sind. Es wird davon ausgegangen, dass Irritationen und Verunsicherungen aufgrund des Arbeitsmarktes je nach sozialer Herkunft und Geschlecht sich unterschiedlich belastend auswirken und darüber eher zur Rücknahme von Aspirationen und Ansprüchen führen.

C. Politische Partizipation und demokratische Orientierungen

Die Fragen im politisch-gesellschaftlichen Bereich greifen auf verschiedene Ansätze zur Theorie politischer Partizipation, politischer Kultur (civic culture) und der Demokratietheorie zurück.

Vor diesem Hintergrund ist als erstes entscheidend die Verortung in den beiden Grundkoordinaten der politischen Intensität bzw. Energie und der politischen Richtung bzw. Ziele. Sie werden jeweils über Indikatoren unterschiedlichen Allgemeinheitsgrades abgebildet.

Im Bereich der politischen Energie wird nach den Stufen des politischen Interesses und Beteiligung, aber auch nach der Ausrichtung der Partizipation gefragt (konventionelle und unkonventionelle, formelle und informelle Formen), und zwar sowohl im Hochschulbereich als auch in der Gesellschaft.

Im Hinblick auf die Ausrichtung der politischen Ansichten erfolgt nicht nur eine Einordnung im Links-Rechts-Spektrum, sondern auch eine Zuordnung nach politischen Grundrichtungen sowie eine Erfassung wichtiger politischer Zielpräferenzen, die einerseits selektiv auf dem Links-Rechts-Spektrum sich anordnen lassen, die andererseits konfiguratив den Grundrichtungen zugeordnet werden können.

Bezüglich der demokratischen Einstellungen wird Ansätzen einer pluralen und offenen, konflikthaften aber gewaltfreien Demokratietheorie gefolgt (mit entsprechenden Items der Demokratieskala).

Neben diesen Haltungen zu den Grundprinzipien wird erfasst, wie die Verfassungswirklichkeit oder deren Institutionen (Parlament, Parteien) und wie das politische Geschehen (deren Performanz und Leistung) beurteilt werden. Durch diese Stufung lässt sich klären, ob Entwicklungen etwa beim Arbeitsmarktzugang Folgen und Resonanz auf diesen drei Stufen in unterschiedlicher Weise zeitigen oder in gleicher Stärke auf die Beurteilung der Performanz, der Institutionen und der Grundprinzipien durchschlagen („Weimarer Syndrom“).

Neben den Vergleichen nach Fächern und Fächergruppen liegt ein weiteres Augenmerk auf der Erhebung von **Trends und Wandel** aufgrund der Zeitreihe. Die Zeitreihe unserer Erhebungen lässt in der Tat einige wichtige Züge des Wandels im politischen Bewußtsein und Potential der Studentenschaft erkennen, die in dem erfassten Zeitraum seit Anfang der 80er Jahre eingetreten sind. - Die beiden wichtigsten:

- (1) Da ist zuerst der ziemlich abrupte Verlust von Ideologiestücken und Zielen sozialistischer Provenienz, zugleich eine Desensibilisierung gegenüber Themen der sozialen Gerechtigkeit und Solidarität.
- (2) Hinzukommt ein Abrücken von alternativen, sogenannten post-modernen Wertorientierungen, noch Anfang der 80er Jahre stark in Mode. Dazu einige Erläuterungen.

In den 70er Jahren legte der Amerikaner Ronald Inglehart auf der Grundlage breiter empirischer Daten aus mehreren europäischen Ländern eine viel diskutierte These zum **Wertwandel** vor. Danach verlören „materielle“ Werte wie Wohlstand, Sicherheit, Konkurrenz und Leistung an Anhängerschaft und „post-materielle“ Werte würden sich zunehmend ausbreiten wie Selbstverwirklichung, Autonomie, Ästhetik, soziale Beziehungen und Bewahrung der Umwelt. All dies erschien ihm wie eine Umwälzung im Wertebereich, weshalb er von einer „stillen Revolution“ sprach. Als Träger dieses Wandels machte er vor allem die jüngere Generation und unter ihnen wiederum die höher Qualifizierten, in erster Linie die Studierenden aus (vgl. Inglehart 1979).

In Übereinstimmung mit diesen Thesen erbrachten Untersuchungen der 80er Jahre bei Studierenden die weite Verbreitung einer Alternativkultur und alternativer Strömungen. Die alternativen Orientierungen und Mentalitäten sind zwar bunt und vielfältig, sie lassen sich aber durch einige wichtige Grundzüge kennzeichnen: im Vordergrund steht der vorrangige Grundwert der Selbstverwirklichung, begleitet von der Hinwendung zu anderen Lebensformen (Verzicht auf materiellen Wohlstand) sowie der Abwendung von bisherigen Arbeitsformen (Abkehr von traditionellen Leistungsnormen und Ausstieg aus beruflichen Zwängen); zugleich sind die alternativen Strömungen durch Distanz gegenüber den etablierten Parteien und durch Engagement für ökologische Probleme bestimmt (vgl. Skala, Nr. 8.1).

In der relativ kurzen Phase von 1983 bis 1990 haben alternative Orientierungen in der Studentenschaft in fast „erdrutschartiger“ Weise an Zustimmung eingebüßt. Dabei korrespondiert die neuerliche Betonung von „materiellem Wohlstand“ mit der stärkeren Ausprägung materiell-instrumenteller Vorstellungen in anderen Bereichen wie der Studienmotive und der beruflichen Werte, der wieder gestiegenen Akzeptanz von Technik und Wettbewerb.

Mit der drastischen Abnahme alternativer Orientierungen geht ein Abkehr in der tatsächlichen Beteiligung an alternativen Lebensformen und Bewegungen einher. Diese Abwendung gilt insbesondere für das Engagement in der Friedensbewegung, aber auch für die Mitarbeit in einem autonomen Arbeitskollektiv und für die Beteiligung an Bürgerinitiativen.

Folgerung: nach der „lauten Revolution“ hat auch die „stille Revolution“ viele ihrer Kinder verloren. Neue Formen des Zusammenlebens und des Arbeitens, Zeichen von sozialer Innovationsfreudigkeit und Experimentierlust, werden kaum noch gesucht oder erprobt.

Außerdem ist festzustellen:

Ein Erlöschen der Begeisterung für soziale Bewegungen oder weitreichende Reformideen; die „Friedensbewegung“ war die letzte dieser Art, die noch größere Teile der Studentenschaft erfasst hat; selbst ein gewisses Nachlassen der „Frauenbewegung“ ist zu beobachten. - Gesellschaftspolitisch finden konventionelle und konservative Ziele vermehrt Unterstützung, wie Sicherung der Marktwirtschaft, Bekämpfung der Kriminalität.

Die Veränderungen im Erscheinungsbild der Studierenden beziehen sich auch - und das ist gleichermaßen bedeutsam - auf eine **Verschiebung der politischen Energie** und eine andersartige Präsenz auf der politischen Bühne bzw. in der politischen Arena. In der westdeutschen Studentenschaft hat eine Verschiebung in der **Meinungsführerschaft**, in der Geltung und Vertretung von Denk- und Handlungsmustern, stattgefunden.

Zurückzuführen ist dies auf drei Prozesse, die ineinander greifen:

Erstens: Der Absturz von linken und alternativen Idealen und Überzeugungen in der Studentenschaft im Laufe der letzten 15 Jahre hat dazu geführt, dass viele deren Anhänger abgetreten sind und die Bühne frei gegeben haben für andere.

Zweitens: Die Verschiebung der politischen Energie und Ansprüche in Richtung zu den Juristen und Ökonomen lässt diese vermehrt die Bühne betreten und die Meinungsführerschaft übernehmen, während sich die Kultur- und Sozialwissenschaftler in einer kollektiven Schweigespirale zurückgezogen haben, nicht mehr den dominierenden Widerpart darstellen oder die Gegenreden halten.

Drittens: Die Präsenz und Geltung konventionell-konservativer Haltungen sind in den Wirtschafts- und Rechtswissenschaften überproportional hoch. Sie haben daher die Chance, häufiger auf der Bühne vertreten zu sein und das Wort zu ergreifen.

Der „Gesinnungswandel“ bezieht sich demnach auf ein Verlorengelangen einstmals von vielen Studierenden geteilter Haltungen wie links-sozialistisch oder idealistisch-alternativ. An ihre Stelle ist kein neues spezifisches Profil oder gar eine andere Bewegung getreten. Allerdings hat eine Stärkung konventioneller bis konservativer Haltungen stattgefunden, die zwar latent vorhanden waren, nun aber von jenen, die sie vertreten, bewusster und lauter artikuliert und vertreten werden.

Soweit zum Wandel in der westdeutschen Studentenschaft, der sich auch in veränderten Fachmotiven und beruflichen Wertorientierungen zeigt.

Was **Europa** betrifft, zeigen sich die Studierenden in den neuen Bundesländern skeptischer und distanzierter: Europa ist ihnen häufig noch „fremd“. Sie haben weniger Information, ein geringeres Interesse, unterstützen das politische Ziel seltener. Sie hegen deutlich mehr Befürchtungen hinsichtlich der wirtschaftlichen Stabilität und Arbeitslosigkeit in einer europäischen Union, wie auch nationaler Überfremdung.